

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Agathe
Autor: Häberlin, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dasselbe Konzert weckte uns am folgenden Tag in der Frühe. — Reich beschenkt verließen wir die merkwürdige Lamastadt in der transbaikalischen Steppe und erreichten nach einigen Stunden Fahrt die Stadt Novo-Selenginsk. Von da waren es nochmals hundertzwanzig Kilometer durch die Steppe bis zu der nächsten Station der transbaikalischen Eisenbahn. Diese Linie war damals eben eröffnet worden und hatte den Zweck, den Baikalsee mit dem Flusssystem des Amur zu verbinden. Heute gehen die Züge direkt durch von Baikal durch die Mandschurei bis nach Dalny am Gelben Meer. Die Reise von Transbaikalien bis Wladiwostok, dem Endziel meiner transsibirischen Reise, war mit allerlei Schwierigkeiten verbunden; denn es war die Zeit, während der die vereinigten Mächte den Boxeraufstand in China im Jahre 1900 bekämpften. Der Zivilverkehr war großenteils unterbrochen; denn die meisten Bahnzüge und die Dampfer auf den Flüssen waren für die Militärtransporte reserviert. — An vielen Orten sah man die Spuren des Krieges deutlich, da auf der Fahrt von Stretensk nach Chabarowsk den Amur hinunter dieser Fluss auf nahezu zweitausend Kilometer die Grenze zwischen Russland und China, das heißt der Mandschurei, bildet. Auf dem chinesischen Ufer waren von den Russen die wenigen Dörfer und Städtchen sämtlich niedergebrannt worden, und zwei Wochen vor meiner Ankunft in Blagoweschtschensk, dem Hauptplatz am Amur, waren dort Tausende von Chinesen vom russischen Pöbel — man weiß nicht, ob auf Anstiften oder unter Duldung der Polizei — erschlagen oder in den Fluss getrieben worden. Die Fahrt auf dem Fluss, die infolge allerlei Störungen beinahe zehn Tage in Anspruch nahm, bietet kein großes landschaftliches Interesse. Tag um Tag fährt man zwischen mäßig hohen, bewaldeten, fast ganz unbewohnten Ufern durch, und in seinem Unterlauf ist dieser gewaltige Strom des nordöstlichen Asiens so breit (bisweilen zehn Kilometer) und das umliegende Land so flach, daß man sich auf einem großen See zu befinden glaubt. In Chabarowsk konnten wir wieder die Reise mit der Eisenbahn fortführen. Nach dreißig Stunden erreichten wir Wladiwostok, das vor der Erschließung der Mandschurei durch Russland der Endpunkt für den transkontinentalen Verkehr war; heute macht ihm das im Jahr 1900 noch ganz unbedeutende Dalny Konkurrenz, da dieses der eigentliche Terminus der großen sibirischen Eisenbahn sein soll.

Wladiwostok gehört unstreitig zu den schönsten Häfen der Erde, am ähnlichsten Hongkong, wenn auch nicht so großartig

wie dieses. Die Stadt Wladiwostok zieht sich, an hohen Hügeln aufsteigend, weithin längs des sogenannten Goldenen Horns, des innersten Armes des großen verzweigten „Meerbüsens Peters des Großen“. Von den Bergen herab, die sich im Norden der Stadt erheben, bietet sich ein grandioses Panorama: zu Füßen die Stadt mit stolzen Bauten, ausgedehnten europäischen, chinesischen und koreanischen Quartieren, der Hafen wimmelnd von Schiffen aller Art, von den kleinen flinken Pinassen, die den Verkehr zwischen den ankernden Schiffen und dem Ufer vermitteln, bis zu den gewaltigen Schlachtschiffen, über die Russland gebietet. Hinter den nächstliegenden Landzungen erheben sich aus dem Meer gebirgige Inseln, und gegen Westen verliert sich im Duft der Ferne ein hohes Gebirge, das die Grenze gegen Korea bildet. Wladiwostok ist keine typisch russische Stadt; es hat einen ausgeprochen kosmopolitischen Charakter. Als Haupthandelsplatz des östlichsten Teils von Russisch Asien, der zu den kommerziellen Sphären des äußersten Ostens gehört, hat Wladiwostok eine starke Beimischung deutscher, englischer und amerikanischer Elemente; denn der Import und Export liegt zu einem großen Teil in ausländischen Händen. Allerdings ist Russland bestrebt, immer mehr den Handel seinen eigenen Leuten zu reservieren, und es ist nicht zu leugnen, daß die Russen auch auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet in Sibirien und dem pazifischen Asien Gewaltiges geleistet haben. Sie erobern nicht nur politisch und militärisch; der unbefangene Beobachter kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Russland auch in wirtschaftlicher Beziehung im fernen Osten mehr und mehr Fuß fahrt und daß es dabei über eine Diplomatie, ein politisches System und eine Verwaltungspraxis verfügt, die den asiatischen Bedürfnissen mehr angepaßt sind als die irgend einer andern Macht, England vielleicht ausgenommen.

In Wladiwostok fühlt man sich schon nicht mehr so recht in Sibirien. Zwei Tage Seefahrt, und man landet in Nagasaki, wo man sich plötzlich in eine andere Welt versetzt glaubt. — Gewiß bietet Sibirien manche landschaftliche Schönheit; der Zug ins Großartige ist der russischen Kolonisation in Asien unverkennbar aufgeprägt; aber was fehlt, ist das Ästhetische, das Schöne. Sibirien ist brutal. In Japan ist man in einer Welt, in der das Schöne zum führenden Lebensprinzip erhoben ist; in Japan findet man eine Nation, die mehr als irgend eine andere der Welt gewußt hat, den Menschen und die Natur zu einer ästhetischen Harmonie zu verschmelzen.

Professor Dr. Max Huber, Zürich.

Agathe

Nachdruck verboten.

Studie von A. Häberlin, Frauenfeld.

Es war sechs Uhr abends, und eben ertönte die schrille Fabrikpfeife, die den Arbeitern der Baumwollspinnerei den Feierabend ausrief. Bald darauf strömte der Menschen schwarm aus den geöffneten Toren, die zum Fabrikhof führten. In Gruppen stehend die einen, selbzwelt die andern, bald langsam schlendernd unter Gespräch und Neckerei, bald eiligen Schrittes nach Hause strebend, füllten die Arbeiter die Straße. Ganz allein und ohne Teilnahme für die Umgebung zu zeigen, ging ein Mädchen, das vielleicht zwanzig, vielleicht dreißig Jahre zählen mochte. Aufallend waren an ihm die brennend roten Haare, die unter den Kameraden den Spottnamen „das Zündholz“ aufgebracht hatten. In der Tat konnte man auch jetzt, beim hastigen Vorübergehen des Fabrikmädchen, das Wort vom einen und andern Gassenjungen nachrufen hören. Die Angerufene schien keine Notiz davon zu nehmen. Wer ihr aber ins Gesicht schaute, der konnte bemerken, wie ein bitterer Zug um den Mund sich noch verschärfte. Bemüht war es, in dies Gesicht zu schauen, das einen feindseligen, abwehrenden Ausdruck trug und daneben wieder eine ängstliche Unsicherheit, wie sie dem mangelnden Selbstvertrauen zu eigen ist.

Das Leben hatte Agathe bisher wenig Gelegenheit geboten, ihr Selbstvertrauen zu stärken. Sie war unter einer rohen Mutter aufgewachsen, die kein Hehl daraus machte, daß ihr die Kinder zur Last fielen. Früh hatten die Geschwister angefangen, über ihre roten Haare zu spotten und sie darob über die Achsel anzusehen.

Einen Moment hatte ihr Gemüt sich erschließen wollen — als sie in die Schule kam. Da saß sie neben einem lieblichen, sanften Mädchen, Ulrike. Das erzählte von seinen Puppen, von der großen Puppenmama, vom kleinen Puppenkind, von der Wiege mit himmelblauen Vorhängen. Und von der Puppenküche mit den winzigen Töpfchen, den kleinen Gabeln und Löffeln erzählte sie. Agathe staunte, daß es solch niedliche Sachen gebe, und feuerte mit ihrem Staunen die kleine Erzählerin zu immer lebhafteren Schilderungen an. Die kleine Plaudertätsche! Da zog sie auch noch ihre Marmelkugeln hervor und ließ sie durch die Finger gleiten und zählte sie. Und siehe, da waren zwei wunderbare, besonders große darunter, die waren von Glas, und mitten in der Kugel erblickte man schönfarbige Figuren; wie mochten die nur hineingekommen sein? „Auf — ab, auf — ab“, rief der Lehrer und zog auf der Wandtafel dünne und dicke schräge Striche.

„Sieh“, diese Kugel schenke ich dir,“ sagte die kleine Ulrike und streckte Agathe eine von den prachtvollen Glaskugeln hin. Agathe wurde feuerrot vor Freude. Das war ja gar nicht möglich, etwas so Großartiges zu verschenken. Mit zitternden Händchen griff sie danach, da — taram, taram, taram — kollerte die Kugel ihr aus der kleinen Hand, kollerte über die Bank hinunter, unter den andern Bänken durch bis zur Wandtafel vor. Die Schüler lachten; der Lehrer kehrte sich um, legte die Kreide aus der Hand, sah scharf durch die Brille: „Wem gehört die Kugel?“

Herhaft erhob Agathe ihren Zeigefinger.

„Ich will euch lehren, eure Spielsachen in die Schule mitbringen!“ schrie der Lehrer. „Die Kugel bekommst du nun nicht mehr!“ Und er legte sie oben auf den großen Schrank, wo bereits Bälle und Kreisel und Klappen lagen, gleichsam als Votivstücke für des Lehrers Grundsatz, von seiner Freibuterei nichts zurückzuerstatten. Agathes Herzlein krampfte zusammen. Das konnte doch nicht sein. Der Lehrer würde doch nicht solch ein Unrecht tun und ihr Gut willkürlich an sich reißen? „Die Kugel gehört aber mir!“ rief sie und brach in Schluchzen aus, worauf der Lehrer ein böses Gesicht machte und ihr zu schweigen befahl.

In der Pause standen die Kinder beisammen. Ein vorlautes Mädchen schlug ein Spiel vor, das hieß „Wir wollen über die goldene Brücke gehn“. Das war ein feines. Da bildeten zwei Mädchen vorn mit verschrankten Armen die goldene Brücke und flüsterten sich die Paßworte in die Ohren. Das war unbeschreiblich geheimnisvoll. Und alle übrigen Mädchen hielten sich am Rockzipfel und zogen unter der goldenen Brücke durch, bis das letzte abgechnitten und befragt wurde. Eben wollte Agathe auch einem Rockzipfel anhängen, als das vorlaute Mädchen sie erblickte und mit bestimmter Gebärde rief: „Das böse Mädchen mit den roten Haaren darf nicht mitmachen!“

Es ist wahr, Agathe machte noch ein finsternes Gesicht, weil der Lehrer ihr die Kugel weggenommen. Bei diesem Ausruf aber wandte sie sich schnell und schaute nach Ulrike hin. Diese würde jetzt der Aufführerin sagen, daß Agathe auch mitmachen müsse. Getrost wartete sie darauf; aber Ulrike sah und hörte nichts: wollte sie nichts hören? Es braucht viel Mut, der Aufführerin beim Spiel entgegenzureden; denn sie ist Respektperson, Genie und Schicksal. — Da zog der lange Zug bereits unter der goldenen Brücke durch, flatternde Röckchen, flatternde Köpchen, hüpfende, springende Füßchen, wichtige Mienen, staunende und enttäuschte Blicke; es wurde geraten, verteilt, hinter jedem Brückenspfeiler wuchs ein Haufen hervor, der sich jeweils unter Wisskommen- und Hurrarufen vergrößerte. Und zulegt mußte der kleinere Haufen zwischen dem größern durch Spießruten laufen, und das war das Ende vom Spiel. Hei, was dies alles zu kreischen, zu lachen, zu spotten, zu jubeln gab!

Agathe stand beiseite und wußte nicht, wie sie fortkommen konnte vor brennender Scham. Es erschien ihr plötzlich als das Allerschönste und Allerwünschenswerteste, durch diese goldene Brücke gehen zu dürfen, und wer zurückblieb, dünkte ihr, dem mußte ein Großes verschlossen bleiben, das den andern offenbar wurde. Aber wie hätte sie die Scheu überwinden und darum bitten können, daß man sie mitmachen lasse? So stand sie und schaute zu, mit brennenden Augen, stand nun mit Bewußtsein draußen und durfte von allen allein nicht über die goldene Brücke gehen. Der Riegel aber, der heute von ihrem Gemüt hatte aufspringen wollen, schob sich fester und fester vor.

Das war der erste Schultag gewesen. Was er eingefädelt, das spann sich weiter von Kränkung zu Kränkung; denn die reizbare Seele sog sich aus allem Nahrung. Das wurde die Schulzeit. Deshalb nahm sie es gleichgültig, als es hieß mit vierzehn Jahren die Schule verlassen und zur Fabrik gehen.

Sie empfand es auch nicht als Verlust, als die Mutter, die ihre Abneigung nie verhehlt hatte, starb. Die beiden älteren Schwestern, die bis dahin gleich Agathe zur Fabrik gegangen, weil die Mutter nur auf den Verdient und nicht auf den Vorteil der Kinder geschaute, die sahen sich nun nach Dienststellen in einer größern Stadt um. Sonderbar, daß Agathe nicht auch auf diesen Ausweg vertief; denn eigentlich hätte sie sich in einer Privatfamilie wohler fühlen müssen als unter dem Haufen spottfüchtiger, oft herzloser Fabrikgenossen. Wahrscheinlich hinderte sie ihr Misstrauen gegen sich selbst an dem Versuch; denn sie nahm das Benehmen der andern ihr gegenüber für die richtige Schätzung ihres Wertes und mochte sich selbst sehr wenig leiden.

Das war ein blaßes, freudloses Leben.

Eben war sie in dem Vorstadtviertel angelangt, wo sie in einem baufälligen Haus ihr Zimmer hatte, als ein Vorgang auf der Straße ihre Aufmerksamkeit anzog. Ein Lastwagen kam in vollem Lauf daherge...t, von einem schnaubenden Pferd gezogen, daß... ubermann wahrscheinlich in einem Wirtshaus festsaß. Mi... auf der Straße ein Kinderwagen mit einem kleinen Kind und ein sechsjähriges Mädchen, das schreiend zur Seite springt und in der Angst das Wägelchen mitzunehmen vergißt. Die weitausgreifenden Hufe des übermüdigen Pferdes

streben ihm schon entgegen, als Agathe dazwischen springt, instinktiv den Kinderwagen mit aller Macht beiseite schiebt und kaum fühlt, daß ein heftiger Hufschlag ihr Bein trifft. Vielleicht wäre sie nun in alter Gleichgültigkeit wieder ihres Wegs gegangen, nachdem sie sich einen Augenblick einer fremden Regung überlassen, hätte nicht das fremde Kind in diesem Moment ein klägliches Weinen angehoben. Es konnte doch keinen Schaden gelitten haben? Agathe beugte sich über die Kissen und hob das Kind heraus, das zwischen ärmlichen Lumpen die rosigen Glieder reckte. Es hörte sofort zu weinen auf und lächelte Agathe an mit dem sonnigen, lieblichen Lächeln, wie es so unschuldig und beseligend nur aus dem kleinen Kinderantlitz leuchtet. Agathe fühlte sich seltsam betroffen. Ihr war noch kein solches Lächeln geworden; ein lindes Regen zog durch sie hin. Sie hatte das davoneilende Kind erkannt. Es gehörte ins Nachbarhaus, dem Erdarbeiter Füllemann, der seit einem halben Jahr Witwer war und vier Kinder der Obhut einer Magd überlassen mußte. Dorthin brachte sie das Kind und suchte dann hinkend ihr Zimmer auf. — Der schrille Fabrikpiff weckte sie am nächsten Morgen umsonst. Eine heftige Geschwulst hatte sich eingestellt und mit einem Schmerzensschrei verzichtete Agathe auf weitere Versuche zum Aufstehen. Was war doch geschehen? Sie hatte trotz der Schmerzen ein ihr fremdes Gefühl von Erwartung, fast als ob sie sich auf etwas freute! Was konnte es doch sein? Stand ihr denn irgend etwas Gutes bevor? Nicht, daß sie wußte! Im Gegenteil, wahrscheinlich ein Fastentag, eine Verlassenheit, ein Ausfall im Wochenlohn. Und doch war irgend etwas Augenehmes, Erfreuliches vorgefallen. Ach, da war es: das Kind hatte sie angelächelt, hatte vertraulich die Arme um ihren Hals gelegt. Das war so warm und weich gewesen, ein Gefühl, das sie nie zuvor empfunden, etwas wie ein großes Glück, als ob sie einem Wesen etwas zu gewähren hätte, Schutz, Stütze, ein Nestchen! Sie verlor sich in Vorstellungen, wie es sein mühte, solch kleines Wesen für sich, sein eigen zu haben.

Erst am Nachmittag kam eine der Nachbarinnen, um nach Agathe zu sehen, und fand sie fiebend und mit glänzenden Augen. Sie bat um etwas frisches Wasser, mochte aber keine Speise berühren. Die Frau legte ihr Umschläge auf und entfernte sich dann, erstaunt über den freundlichen Dank des sonst mürrischen Mädchens. Am nächsten Morgen, da sie wieder nach der Kranken schaute, war das Fieber gewichen, und auch die Geschwulst hatte nachgelassen, jedoch mußte sie das Bett noch immer hüten. Als die Nachbarin nach einer Weile weggehen wollte, rief Agathe sie zurück, und verschämt, als ob sie den Liebsten zu sich bestellte, bat sie die Frau, ihr doch das Kleine von Füllemanns ein bißchen zur Gesellschaft herüberzuholen und auch das größere Mädchen, damit es dem Kind abwarten könne. Bald saß die kleine Leni, die wenig mehr als ein Jahr zählen mochte, auf der Bettdecke und krähte lustig auf, wenn sie die Hand, die Versteckens spielte, erhaschte. Leni war gar nicht schön; denn als armer Leute Kind war sie früh auf die Gasse, unter viele fremde Gesichter gekommen. Ja, die roten Haare von Agathe schienen eine besondere Anziehungskraft auszuüben; denn immer wieder streckten sich die Händchen danach aus, und ein lustiges Zwitschern erschöpft, wenn sie eine Strähne erhaschen konnten. Und Agathe, sonst so überempfindlich für jeden Blick auf ihr Haar, ließ es fröhlich geschehen und war zufrieden, ein besonderes Spielzeug für das Geschöpfchen zu haben. Sie ertrug auch bereitwillig das Herumstrampeln über ihrem kranken Bein und hätte noch lange fortgespielt, wenn nicht die Kleine vom Bett weg und wieder ins Freie verlangt hätte.

Als Agathe nach einigen Tagen wieder zur Fabrik gehen konnte, wenn auch noch mit hinkendem Gang, da war sie eine andere geworden. Sie saß nicht an der Maschine, selbst eine Maschine, die mechanisch den langen Tag durch dieselbe einformige Arbeit verrichtet, ohne Gedanken, ohne Willen, ohne gemütliche Regung. Sie hatte ihre Seele entdeckt, sie hatte einen Gedanken, ein Verlangen.

Wenn sie aufstand, trug sie eine Freude in sich, als hätte sie ein langgesuchtes Land, eine Heimat gefunden. Und es hatte sich wirklich ein Wunder begeben: es gab ein Geschöpf, das Agathe brauchte, nach ihr verlangte, ihr Zutrauen entgegenbrachte, sich keine Gedanken über sie mache, sondern sie willig gerade so hinnahm, wie sie war. Was ihr die Kinder- und Jugendzeit verkümmert, die schönsten Jahre verbittert hatte, war von ihr genommen; ihr Liebedürfnis hatte den Weg zur Neußerzung gefunden. Sie gab und nahm Liebe. Und

das Geben war die Hauptache für sie, das Wichtigste. Wenn niemand sie gebraucht hätte, sie wäre daran zugrund gegangen.

Wer kennt und scheut nicht den grauen, einödigen Regentag, der feinen Flimmer Himmelsblau durchläßt, der die Sonne selbst verschweigt, der sein Tropenriesellied singt, immer nach derselben Melodie, und sich gebärdet, als wolle er endlos, endlos sich dehnen, sodaß kein noch so kleines Unternehmen nach außen sich breitmachen will, daß man selbst nicht einmal die Schuhe anzieht, weil man draußen so gar nichts zu suchen hat? Das war Agathes Leben gewesen. Die Seele hatte noch keine Wanderschuhe angezogen; denn da war kein Ziel, das sie lockte, kein sonniger Pfad zum Beschreiten. Jetzt aber, mit einem Male, war der Wolfenvorhang zerrissen und zeigte sich am lachenden klarsten Himmel die schönste Sonne: sie verstand nun zu lieben. So kam es, daß sie nach und nach all ihre freie Zeit dem Füllermannschen Kinde gab, was die Magd dort nur zu gerne sah. Der glücklichste Tag war natürlich der Sonntag, sonst ein Tag der Einsamkeit, jetzt der fröhlichsten Zärtlichkeit. War's schönes Wetter, so wurde ausgefahren, und keine Mutter konnte stolzer ihr Wägelchen ziehen als Agathe. Seltsam, nun war sie nicht mehr die Menschen scheue von ehedem. Es konnte geschehen, daß sie selbst Bekannte anrede und sie das Kind bewundern ließ, und es schien ihr, als seien die Leute alle freundlicher geworden. Sie konnte auch so manche gute Eigenschaft an ihnen entdecken; denn sie begegnete ihnen mit einem glücklichen Herzen. Freilich mußte sie auch hie und da einen rohen Spaß anhören, der sie dann in die Seele des unschuldigen Kindes hinein verlegte.

Am Regentagen war's vielleicht noch schöner; denn da hatte sie die kleine wirklich ganz für sich. Da konnte sie den Brei für sie kochen, sich zu ihr auf den Boden setzen und allerlei Spielzeug vor ihr ausbreiten, das sie — mit wie süßer Freude! — für sie gekauft, oder das Bettchen weich für sie bereiten zu einem wohligen Mittagschlafchen. Und während sie bewundernd und glücklich vor dem Bettchen saß, singt sie an, leise zu summen, und manchmal sang sie ein altes Volkslied, das sie irgendwo gehört hatte. Das hieß:

Uf em Berge, da geht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind
Mit ihrer schlöhengelweisen Hand;
Sie hat auch dazu kein Wiegenband.
Ah, Joseph, lieber Joseph mein,
Ah, hilf mir wiegen mein Kindlein?
— Wie kann ich denn dir dein Kindelein wieg'n?
Ich kann ja kaum selber die Finger bieg'n!
— Schum, schei, schum, schei!

Ein einziger Stachel saß in dem Glück: daß das Kind nicht ihr ganz allein gehörte. Es war ihr jedesmal eine Bebrabung, wenn sie es wieder nach Hause abliefern mußte; manchmal litt sie förmliche Gewissensqualen, wenn sie die kleine wieder der sorglosen Pflegerin übergab. Oft sann sie darüber nach, wie sie sich ein Recht auf das Kind verschaffen könnte... bis ihr der Zufall zuhilfe kam.

Füllmann zog in eine andere Stadt, wo er mehr Verdienst zu finden hoffte. Als er dies Agathen mitteilte und sich ein tödlicher Schreck auf ihrem Gesichte malte, sagte er mit rohem Lachen: „Den kleinen Balg, an dem du so den Narren gefressen hast, kannst du meinetwegen behalten; wir haben noch genug Mäuler zu stopfen!“ Wer war froher als Agathe! Ihre erste Sorge war, nach einem andern Verdienst auszusehen, um bei dem Kinde daheim bleiben zu können. Sie suchte Arbeit als Flickerin und Nachstickerin. Freilich, der Erwerb fiel geringer aus als in der Fabrik, weil sie nicht regelmäßig Aufträge bekam; allein sie schränkte sich gerne ein, wenn nur die Kleine nicht zu entbehren brauchte. In ihr dünkte sie sich reich wie eine Königin. Wer hatte eine lieblichere Schlaufmusik als sie, wenn sie, das Wägelchen an ihr Bett gezogen, den leisen Atem-

zügen des Kindleins lauschen konnte, wer ein froheres Erwachen als sie, wenn sie von den allerliebsten stammelnden Lauten oder dem klingenden Lachen ihres Lieblings geweckt wurde! Und als Leni die ersten Schritte machte, erst furchtsam und unbeholfen, nach und nach mutig und freudig, war es nicht ein stolzes Ereignis? Wie voller Reiz war doch das Leben! Jeder Tag brachte neue Entdeckungen und — neue Triumphe für ihr liebendes Herz; denn das Kind zeigte eine große, schmiegsame Zärtlichkeit für seine Pflegerin. Wie schnell rannen Agathe die Stunden, wenn sie am späten Abend noch saß und an den kleinen Kleidungsstücken nähte! Sie hatte einen Schirm über dem Wägelchen aufgezogen, damit der Schein des Lämpchens nicht auf das schlafende Kind falle. Ab und zu, wenn sie eine Fliege summen hörte, erhob sie sich auf den Zehen spitzen und schlich zum Bettchen, um die Störerin zu verscheuchen. Da konnte sie denn lange in Betrachtung verunken stehen vor dem Schwarzböpfchen, dem der Schlaf so schöne rote Bäckchen malte und so lustige Füßchen ballte. In solchen Augenblicken hätte ihr niemand mehr etwas zu schenken vermocht. Wenn sie dann spät nach Mitternacht das Lämpchen löschte, da blickte sie mit dankbarem Herzen zum besternten Himmel auf. Wie gut war alles gekommen!

Das Stübchen hatte die Miene gewechselt wie die Herrin. Alles schaute gemütlicher drein. Am Fenster standen schmale, saubere Vorhänge, auf dem Gesims stand ein Blumentopf, an den Wänden hingen bunte Bilder, die von der kleinen reichlich bewundert wurden. Früher hatte hier alles fahl und verschlafäsig ausgesehen. Freilich, mit einem unzufriedenen, freudlosen Herzen verucht man sich nicht behaglich zu machen. Da fühlt man sich nicht als Bürger und Einwohner im Leben, sondern als widerwillig Zurückgehaltenen, der sobald als möglich den unangenehmen Aufenthalt hinter sich haben möchte! Wozu denn Anstrengungen zur Auszähmung?

Das Kind war dreijährig geworden, trug Nöckchen und Stiefelchen und sprang wie ein Wiesel davon, wenn Agathe es zum Spaß haushalten wollte. Da kamen eines Tags die Schwestern von ihren Dienstplätzen in der Stadt auf Besuch. Sie hatten sich verfeinert. Marie trug eine hellblaue Jacke und einen Filzhut mit keck aufstrebender Feder; Amalie hatte auf ihrem blauen Samteinfaß eine silberne Kette prunken. Sie wußten nicht genug von ihrem Leben in der Stadt zu rühmen. Jede wollte die noblere Herrschaft haben. Freilich, Arbeit gab's genug in der Woche, dafür aber das feine Essen und gebildeten Umgang! Es schien beide Überwindung zu kosten, von dem einfachen Gericht aus zinnenem Teller bei Agathe zu essen. Amalie erzählte von den schönen Sonntagnachmittagen mit dem Malergesell, der sie bald da-, bald dorthin ausführte und mit Geschenken nicht karge.

„Hat es auch Kinder in euerer Haue?“ fragte Agathe. „Leider ja!“ lautete die Antwort bei Marie. „Die Krabben sind einem doch oft lästig; bald wollen sie dies, bald das. Was es nur zu putzen und aufzuräumen gibt ihretwegen, und manchmal, wenn man endlich freie Zeit hätte, da kommen sie erst noch und wollen unterhalten sein! Da hast du's doch schön, Amalie, bei deinem kinderlosen Ehepaar!“

„Nanu,“ meinte diese, „alte Leute sind manchmal auch wunderlich! Da muß man viele Krankengehichten anhören; ich glaube, das ist eigentlich zwischen meinem Ehepaar die einzige Unterhaltung. Am Morgen will keines von beiden geschlafen, aber jedes das andere schnarchen gehört haben; er nimmt Esszenen, sie braucht Pillen, und manchmal scheinen sie mir fast eiterfüchtig darauf, wer von beiden den schönen Schnupfen habe. Ja, wenn mein Karl nicht wäre, der mich an den Sonntagen wieder aufheitert, da wäre es oft langweilig!“

Dann erzählten sie von andern Bekanntschaften, von Kleidermoden, von Abendunterhaltungen, — nur von ihren Ersparnissen schwiegen sie.

(Schluß folgt.)

Die Baukunst als Ausdruck der Kultur.

Nachdruck verboten.

Mit sechs Abbildungen.

Weißt du, was man unter schön versteht? Ich nicht, höchstens kann ich sagen, ob ein Ding, da, wo es ist, schön ist oder nicht. Aber frage den Schulmeister, er wird es dir sagen: Schön ist, was sauber und ohne Flecken ist, was glatt, gerade, regelmäßig und symmetrisch ist, was glänzt, was ver-

ziert ist und viel gekostet hat. So muß es wohl sein; denn geh' das Dorf entlang und frage die Leute nach dem schönsten Haus im Dorf, und sie werden dir alle übereinstimmend mit dem Schulmeister sagen: Außer der „neuernovierten“ Kirche ist das Schulhaus unser schönstes Haus. Und in der Tat, es